

Die morphologische Betrachtungsweise*

Rückblick und Ausblick

Bernardo J. Gut

Das Thema ist vielschichtig. Hier sei nur jenem Aspekt nachgegangen, der sich folgender Frage eröffnet:

«Wie vollzieht sich Erkennen, insbesondere morphologisches Erkennen?»

Zunächst werfen wir einen Blick auf *Platon* und *Aristoteles*. *Platons* Erkenntnisbemühen gilt den Ideen. Diese beruhen in sich. Was sinnlich erscheint, sei nur ein Widerschein oder Nachhall derselben. Vier Erkenntnisaspekte unterscheidet *Plato* im 7. Brief: Name (ónoma), Worterklärung (lógos), das sinnlich Wahrnehmbare (die Figur oder Veranschaulichung) (tò eidolon, tò zographoúmenon), und die Erkenntnis, Einsicht, richtige Meinung (epistémē kai nóus alethés(te) dóxa) in bezug auf diese Dinge. Doch das Wesen (tò ón) des zu-Erkennenden gehe in keines dieser vier Aspekte ein. Nur geduldiges verweilendes Durchgehen derselben könne am Ende in den Rechtgearteten Erkenntnis vom Rechtgearteten veranlassen. Vom sinnlichen Abglanz angeregt mag dann die geläuterte Seele zur Schau des Wahren gelangen.

Auch *Aristoteles* hebt einerseits das rein Ideelle hervor: Während Wissenschaft, Sinneswahrnehmung, Meinung und Vorstellung immer etwas anderes zum Objekt hätten, «sich selbst aber nur nebenbei» – sei die Vernunft (noûs), die sich selber denke, das Vorzüglichste (Metaphysik, 12. Buch, 10. Kap., 1074 b). Andererseits wendet sich aber *Aristoteles* allem *Erscheinenden* zu.

Plato richtet sich auf die in sich beruhenden Ideen, die als solche in den Dingen *nicht* anwesen.

Aristoteles versucht, das *in* den Dingen enthaltene ideelle Gefüge zu erfassen. Ein Beispiel (nach dem 1. Kap. des 2. Buches der «Physik»): *Aristoteles* findet, man könne die Gesamtheit des Seienden in zwei Seinsklassen einteilen:

- a) Naturprodukte, wie Pflanzen und Tiere, die ein Prinzip ihrer Prozessualität an ihnen selbst haben;
- b) Produkte andersgearteter Gründe, wie ein Bett, ein Mantel, eine Statue, die keinerlei in ihnen selbst liegende Tendenz zu einer Veränderung ihrer selbst haben.

Das Prinzip der Prozessualität in den Naturprodukten nennt *Aristoteles* *Physis*. An jedem Naturprodukt seien zwei Aspekte zu unterscheiden: Material (hyle) und Gestalt (morphé). Und nicht in jenem liege die *Physis* eines Naturproduktes, sondern in dieser, in der Gestalt. Das Gefüge aus Material und Gestalt nennt *Aristoteles* *Naturgebilde* (tà physei, etwa «das [Ding] der Natur nach»). Und so wäre *Physis* einerseits der Grund der Veränderung, andererseits die Gestalt der Naturgebilde. Beides zusammengedacht ergibt: *Physis* heisst das Erscheinen an sich selbst, durch sich selbst, von sich selber her (vgl. auch die Formulierung von *Heidegger* in *Aristoteles* 1972, S. 372).

In dem Masse als *Aristoteles* der *Physis* eines Naturgebildes nachgeht, in eben dem Masse denkt er der werdenden, vergehenden Gestalt nach, und ist *Morphologe*.

Platons Anschauungsweise lässt sich bis zu einem gewissen Grade in die aristotelische Betrachtungsweise integrieren. Dies deshalb, weil sich letztere im Spannungsfeld der Modalprinzipien Möglichkeit und Wirklichkeit (dynamis kai enérgeia)

* Erweiterte Niederschrift eines Referates, gehalten am «Symposium für Morphologie und Anatomie der Pflanzen» in Zürich im Frühjahr 1975.

vollzieht. Ein Weizenkorn, z. B., ist eine *mögliche* Weizenpflanze. Die volle Gestalt ist ihm noch fern, und man könnte, an *Platon* frei anlehnd, im Weizenkorn den blossen Widerschein des Eigentlichen sehen. Andererseits meldet sich in ihm die Gestalt; sie kündigt sich insofern an, als sie sich, über das Weizenkorn hinweg, durch sich selbst und von sich selbst her allmählich in das Offenbare zu versetzen vermag. In der *Weizenpflanze* ist dann das Eigentliche nicht mehr fern, sondern im Erscheinenden präsent. In der Weizenpflanze hat das Weizenkorn, um mit *Aristoteles* zu sprechen, seine *Physis erreicht*.

Mit Frische und Selbstverständlichkeit wandte sich *Aristoteles* allem Erscheinenden zu. Er war getragen von der Haltung, dass bei Beachtung der Kategorien, der Eindeutigkeit der Aussage (d. h. der logischen Prinzipien) das Denken den «Sachen» inhaltlich gerecht werde. Das Wesen der Dinge sei erkennbar.

Aber dieses selbstverständliche, «philosophische» Eingehen auf das phänomenal Begegnende stiess in zunehmendem Masse auf Kritik: Dürfen wir uns unbedenklich den Erscheinungen zuwenden? Wie steht es mit den Sinnestäuschungen, den Fehlurteilen? Hat nicht *Aristoteles* selbst, z. B. in der Physik, schwerwiegende Fehler begangen? Vermögen wir, das Wesen der Dinge zu erkennen? – Was ist sicher, was wirklich gewiss?

Diese Fragen berühren Jahrhunderte des Auslaufens, des Überganges, der Vorbereitung. *Eine* Frucht dieses Selbstbesinnungsprozesses ist die Wendung, zu der sich *G. Galilei* entschied. Sie bestand darin, von den Erscheinungen im Ganzen abzu- sehen und die Analyse des quantitativ Erfassbaren anzustreben. – Es vollzieht sich eine Einengung der Perspektive. Hinfort sind Bewegungs- und Funktionszusammenhänge zu untersuchen; damit zusammenhängend dienen Beobachtung und Versuch häufig der Prüfung von auf Kalkülen beruhenden Hypothesen und Theorien. Dies veranschaulicht z. B. folgender Passus:

«Für jetzt verlangt unser Autor nicht mehr, als dass wir einsehen, wie er uns einige Eigenschaften der beschleunigten Bewegung untersucht und erläutert (ohne Rücksicht auf die Ursache der letzteren), so dass die Momente seiner Geschwindigkeit vom Anfangszustande der Ruhe aus stets anwachsen jenem einfachsten Gesetze gemäss, der Proportionalität mit der Zeit, d. h. so, dass in gleichen Zeiten gleiche Geschwindigkeitsanwüchse statt haben. Sollte sich zeigen, dass die später zu besprechenden Erscheinungen mit der Bewegung der beschleunigt fallenden Körper übereinstimmen, so werden wir annehmen dürfen, dass unsere Definition den Fall der schweren Körper umfasst und dass es wahr sei, dass ihre Bewegung andauert» (*Galilei* 1973, Dritter Tag, 152 f.; vgl. zur Deutung auch *W. Detel* 1974, bes. 234 ff.).

Interessanterweise gibt es Probleme, hinsichtlich derer *Aristoteles* und *Galilei* zwar ähnliche Erwägungen vorbringen, aber mit anderer Absicht, weshalb sie auch verschiedene Konsequenzen aus ihnen ziehen. So überlegte z. B. *Aristoteles*:

«Es wäre unerfindlich, wie (in einem Leeren) ein einmal in Bewegung gekommener Körper an irgendeiner Stelle wieder zur Ruhe kommen könnte. Denn welche Stelle sollte in einem Leeren eine solche Auszeichnung vor den übrigen Stellen besitzen können? Es bliebe nur die Alternative: entweder ständige Ruhe oder aber, sofern nicht etwa eine überlegene Gegenkraft hemmend ins Spiel treten sollte, unendlich fortgehende Bewegung» (*Aristoteles* 1972, Buch IV, 8. Kap., 215a).

Für *Aristoteles* liegt der Sinn dieses Gedankens in seiner Absurdität. Ihm Entsprechendes sehe man nirgends; also gebe es kein Leeres. *Galilei* schreibt demgegenüber:

«Wenn ein Körper ohne allen Widerstand sich horizontal fortbewegt, so ist aus allem Vorhergehenden, ausführlich Erörterten bekannt, dass die Bewegung eine gleichförmige sei und unaufhörlich fortbestehe auf einer unendlichen Ebene» (Unterredungen, Vierter Tag, 217 f.).